

# EIN GLÜCK.

## *Ein Glück.*

### *Fragen von David Fichtmüller.*

**Frage:** In Ihren Texten ist oft die Rede von etwas, das man vielleicht mit „intelligenter Sinnlichkeit“ umschreiben könnte: Sie schreiben, dass dem Begreifen eines Gegenstandes zwingend dessen Berühren vorhergeht. Bei einer solchen Umarmung des intellektuell Ungeordneten, welchen Stellenwert hat da für Sie die Theorie?

**Petruschat:** Ich habe mich immer bemüht, die Wirklichkeit nicht bloß in der Form eines Objektes anzusehen – etwa wie ein Beobachter über einem Labyrinth sich müde lächelnd an den Irrwegen der Besucher erfreut – sondern immer auch subjektiv, immer auch aus dem Blickwinkel der Verirrten. „Theorie“ würde ich definieren als eine Abstimmung im Denken. Der Kern der Theorie sind natürlich Begriffe, mit denen es gelingen sollte, Einzelnes und Besonderes nach bestimmten Merkmalen zu erfassen. Aber derartige Begriffe taugen nur dann etwas, wenn mehr als einer sie für sein Denken und Erkennen verwenden kann. Das schließt ein, dass (dieser – doppelten – Allgemeingültigkeit zum Trotz) jeder Denkende diese Begriffe in einem anderen Licht, gebrochen durch andere biografische Erfahrungsmuster, sieht und verwendet. Das ist das Schöne und auch Erregende an Theorie – die Auseinandersetzung darüber, was an den Begriffen, die einem von all den anderen ins eigene Denken eingesenkt wurden, man selbst denn nun begriffen hat.

Und: Zu jeder Theorie zählen Diskussionen. Diese Auseinandersetzungen werden dann fruchtbar, wenn sie die Begriffsmechanik und Begriffsakrobatik – wie, mit welchen Begriffen andere Begriffe gestützt und in Bewegung gebracht werden können – hinter sich lassen. Es gibt diese Geschichte von Otto Neurath und seinen Freunden Moritz Schlick und Rudolf Carnap aus dem Wiener Kreis der Sprachphilosophie, den auch Wittgenstein prägte. Neurath hat sich ausbedungen, in die Diskussion der Wiener Runde immer dann ein aufstöhnendes „Mmm...“ einzuwerfen, wenn die Diskussionen in metaphysische Sphären aufstiegen und dort – ohne Referenz auf Physisches – ausdauernd zu kreisen begannen. Neurath hat oft gestöhnt. Mir kommt Neuraths „Mmm...“ (mit absteigender Tonhöhe) oft in den Sinn, wenn ich etwas lese, das mit theoretischem Anspruch veröffentlicht wurde. [...]

Allerdings gibt es nicht ganz so viele Arten von Theorie wie es Arten des Entwerfens gibt. So gibt es Theorien, die nahezu perfekt erklären, warum es dem Einzelnen gegenwärtig nicht möglich ist, an den Umständen, in denen er lebt, etwas in seinem Sinne zu ändern und wie stark die Fremdbestimmungen durch verschiedenerlei Zwänge – technische, ökonomische, psychologische – sind.

Das sind in meinen Augen keine guten Theorien, weil sie die Perspektive, die Ohnmacht der Akteure nur festschreiben, auch wenn es oftmals die besten Theorien sind, die wir

deren Fäden und Verknötungen, den Begriffen, die Realität dann hängen bleibt, so dass man sie einsacken und nach Hause tragen kann. Ich würde diese Metapher gern um-

*Die Funktion von Theorie, wie ich sie mir erträume, besteht in der Möglichkeit, etwas ans Bewusstsein zu holen, etwas zu klären, das wir ahnen, aber noch nicht wissen.*

zur Beschreibung unserer Ohnmacht haben. Mein Bemühen geht dahin, die komplexe Situiertheit der Akteure, das Ineinander von Gefühl und Verstand, Wissen und Erfahrungen zur Sprache zu bringen und ich erwarte, dabei auf Ideen zu stoßen, die aus einer andernorts – theoretisch – festgeschriebenen oder „verordneten“ Unmündigkeit oder Ohnmacht herausführen. Mich interessiert deshalb seit Jahren, was Gestaltungsvermögen ist, was Individuen treibt, Realität anders zu sehen, zu denken und zu wiederholen als in den Mustern, die ihnen vor den Sinnen liegen. (Und meine Verachtung gilt all den Theorien, die auf Handlungsanweisungen zurecht gestutzt werden, zu Programmen, nach denen jeder Depp sich richten kann.) Die Funktion von Theorie, wie ich sie mir erträume, besteht in der Möglichkeit, etwas ans Bewusstsein zu holen, etwas zu klären, das wir ahnen, aber noch nicht wissen. Normalerweise werden Theorien oft in der Metapher der Netze gefasst, die man durch die Realität zieht und an

kehren. Mich interessieren die Löcher in den Netzen, also all das, das hervorquillt, wenn man die begrifflichen Netze auf die Realität drückt, all das, was also mit den verknüpften Begriffen nicht erfasst wird und zwischen ihnen emporkommt. Das, dieses Hervorbringen, ist für mich eine wichtige Funktion von Theorie. Da dieser Prozess in unserem Kopf abläuft, ein Prozess der Bewusstwerdung ist, und weil dieses, unser Bewusstsein auf den älteren Schichten unserer Selbst aufruft, die nicht logisch verknüpft sind, sondern assoziativ und emotionaler Natur, ist alles Denken (auch der prozesshaften Form nach), sinnlich fundiert. Ich will zugeben, dass es sich in abstrakten Kategorien, besonders in Zahlen, leicht und flüssig denken lässt, aber ich habe nur Häme übrig für all jene, die vergessen, dass es sich dabei bloß um Zeichen von Zeichen handelt, die für eine begreifbare Realität, unser aller Dasein, stehen.

**Frage:** Wir befinden uns, sagen Sie, in einem „Kriegszustand“: Menschen, die bis zur Erschöpfung ihre Apparate (meistens sind das ja Computer) zu bedienen haben, aufzumuntern, indem man ihnen erklärt, wie sehr diese Technologie ihre Arbeitskraft aufwertete, sei perverse „Kriegspropaganda“. Müsste man da nicht fordern: „Computer zu Pflugscharen – Abrüstung jetzt!“?

**Petruschat:** Die Frage lautet doch: Kann die Gestalt eines Produktes den Habitus seiner Verwendung vollständig ausbestimmen? Kann ein Hackebeil mein Leben verändern? Nüchtern betrachtet: Nein. Denn dass ein als Hackebeil ausgeformtes Stück in meinem Leben auftaucht, hat die Absichten anderer zur Voraussetzung und ob ich es „nutze“ – als Opfer oder Täter –, liegt an meiner Macht oder Ohnmacht im Austausch mit ihnen. Die Antwort auf diese Frage beginnt also mit der Problematisierung des Wörtchens „kann“: Produkte, gleich welcher Art, sind Objekte, denen – ich verkürze – wir menschlichen Individuen gegenüber stehen. Die Objekte „können“ gar nichts. Krieg wird um sie, bestenfalls mit ihnen geführt, nicht gegen sie. So war es zumindest, solange es keine mechanischen und später raffiniertere elektronisch geregelten Rückkopplungen gab. Solange das Objekt nur durch menschliches Zutun bewegt wurde, schien die Machtfrage klar und nur juristische und ökonomische

Zwänge konnten Menschen von Objekten abhängig machen. Architektur war in dieser langen Zeit die große Versuchung, insofern sie geeignet schien, das Individuum durch verbaute Masse zu beeindrucken und ihr Leben räumlich zu organisieren.

Seit es jedoch gelungen ist, Objekte zu automatisieren, sieht die Sachlage zwischen Individuen und Objekten anders aus. Menschheitsgeschichtlich begann die Tendenz zur Automatisierung schon früh, mit den Fallen, die besonders gut dann funktionieren, wenn der Mensch, der sie aufstellte, nicht in ihrer Nähe ist. Aber erst die Einführung computergestützter Steuerungen brachte eine „symmetrische“, dann asymmetrische Situation zwischen Menschen und Objekten, jetzt: Maschinen, hervor. Der Anlass für diesen Qualitätssprung ist der Krieg. Norbert Wiener, der Namensgeber für die „Kybernetik“, hatte das Problem zu lösen, wie ein bewegliches Ziel – etwa ein Flugzeug, das Ausweichmanöver fliegt – durch eine Rakete verfolgt und abgeschossen werden könne. Die Japaner haben dieses Problem mit ihren Kamikazefliegern noch auf menschliche Weise gelöst. Bei den Amerikanern mussten dafür – aus kulturellen und politischen Gründen – Apparate her. Weil die Gleichungen, die für derartig dynamische Navigationen nötig waren, mehrere Unbekannte enthielten, griff man

(ich verkürze hier wiederum etwas märchenhaft) auf die kryptografischen Apparatearrangements zurück, die zuerst im englischen Bletchley Park für den Umgang mit sehr

nicht als Opfer, sondern als Beteiligte – „Stakeholder“ sagt man dazu heute. Ich finde schon, dass man Computer noch zu anderen Dingen nutzen kann als zur Durchsetzung

*Eine derartige Technologie taugt nicht nur zum Angriff, sondern sie ist eine gigantische Sicherungstechnologie von Herrschaft, Schaltkreis gewordene Bürokratie. Und wir beide, die wir hier sitzen, sitzen nicht etwa gegenüber dieser Angriffs- und Sicherungsanlage, sondern in ihr.*

vielen Unbekannten – die Entschlüsselung des kriegsdeutschen Funkverkehrs – gebaut worden waren. So wurde nicht nur Realität aus einem Möglichkeitsfeld rekonstruierbar – wie bei der Entschlüsselung von Funksprüchen – sondern auf elektrophysikalische Weise Zukunft simulierbar – der Abschuss des feindlichen Flugzeuges. Dafür war Mathematik ja spätestens seit Galileis Formeln da, dass sie uns vorausberechnet, was wird. Mit den Computern jedoch konnte dieser Vorgang der Zukunftsbesetzung vollständig automatisiert, also von der menschlichen Vorstellungskraft abgelöst und der Echtzeit nahe gebracht werden. Eine derartige Technologie taugt nicht nur zum Angriff, sondern sie ist eine gigantische Sicherungstechnologie von Herrschaft, Schaltkreis gewordene Bürokratie. Und wir beide, die wir hier sitzen, sitzen nicht etwa gegenüber dieser Angriffs- und Sicherungsanlage, sondern in ihr. Der Kriegszustand, von dem ich spreche, hat uns

von Interessen fernab von der Mehrheit, fernab von „Gerechtigkeit“ Es wäre sehr dumm, sie wegzuworfen oder zu zerstören, da gerade das Problem der Mehrzahl eine Komplexität aufruft, zu deren Bewältigung wir diese Maschinen gut gebrauchen könnten. Man kann dazu meinetwegen auch sagen: „Macht sie zu Pflugscharen!“ – ob die Hellebarde den Kopf abschlägt, oder – etwas schräg gestellt – die Erde wendet, hat für Form und physische Struktur des Gerätes nicht viel Unterschied gebracht. Ich halte den Schmied, der mit heroischer Pose da etwas umschmiedet, für ideologischen Unsinn mit schwacher propagandistischer Kraft. Er soll nur deutlich machen, dass der Akt der Umnutzung einen Akt der Umwendung im Denken erfordert, der nicht leicht zu haben ist.

**Frage:** Sie beschreiben „eine Gesellschaft, aus der wir heraustreten sollten“ und schlagen vor: „Der erste Schritt zu einem anderen Glück besteht in der Beschreibung ästhetischer Konsequenzen jener Technologien, die heute die Wissenschaft, die Industrie und die Gesellschaft reproduzieren. Der zweite Schritt besteht in der Verteidigung der Planungshoheit als entscheidender Bedingung, das Leben zu genießen.“ Spätestens der zweite Schritt betrifft auch uns Praktiker: Was bedeutet das konkret, unsere Planungshoheit zu verteidigen?

**Petruschat:** Der Begriff der Gesellschaft ist noch nicht so alt, wie wir oft glauben, insbesondere, wenn wir – verwirrt von deutsch formulierter Geschichtsschreibung – vom „Anfang der menschlichen Gesellschaft“ daher reden und damit Zeiten vor der neolithischen Revolution meinen. Der Begriff der Gesellschaft tritt ein in die Kommunikation als eine moderne Erfindung zur Kennzeichnung bestimmter Formen menschlichen Zusammenlebens. (Nebenbei: Auch „die Moderne“ ist nicht etwas, das alles am menschlichen Zusammenleben erfasst und durchdrungen hätte.) Obwohl das „Private“ modern dem „Öffentlichen“ gegenübersteht, beinhalten beide Sphären kulturelle Formen, die nicht modern und auch nicht gesellig, sondern etwa familiär, individuell oder gemeinschaftlich sind. Man kann also aus dieser Gesellschaft, die vor allem über den

Waren- und Geldverkehr uns zusammenbindet, „heraus“ treten, ohne gleich ins Bodenlose zu fallen. Im Gegenteil. Viele fallen ja nicht, sondern entfliehen dem gesellschaftlichen Druck und suchen geradezu die Sphären des Vertrauens und der unbedingten Gemeinsamkeit – übrigens auch die Sphäre individueller Isolation –, um jene Kräfte zu schöpfen, die für die Bewältigung des modernen gesellschaftlichen Alltags vonnöten sind. Diese Sphären „hängen“ am gesellschaftlichen Zusammenhang manchmal nur wie Wurmfortsätze und die Kapitäne des modernen gesellschaftlichen Geschehens halten sie nur solange für blind und belassen sie unoperiert, wie kein Ärger fürs Ganze von ihnen ausgeht. Gewöhnlich jedoch werden diese Bereiche des Vertrauens, der unbedingten Gemeinsamkeit und der individuellen Einkehr – gesellschaftlich – einfach ausgebeutet. Diese gegen die Gesellschaft verblendeten Bereiche sind „notwendige“ Ressourcen (Bedingungen) ihrer Reproduktion. Sie sind nicht diese selbst – so wie das Wasser eine Bedingung für das Schwimmen ist. So zumindest versuche ich mir den Begriff der Gesellschaft gegenwärtig vorzustellen – gegen die Übermacht des allgemeinen Sprachgebrauchs. Gesellschaft heißt, modern (also einzeln) wie wir sind, können wir nur überleben im technisch geknüpften Flottenverband von Schwimmkörpern.

Buckminster Fuller hat diese Metapher – die moderne Gesellschaft sei eine maritime Veranstaltung – in zwei, drei Essays schön herunter geschrieben und zur konzeptionellen

dem lustvollen Werfen noch gebrauchstüchtiger Objekte weg in den Müll. Kritik heisst – weil sie den Sachverhalt zumindest teilweise funktionell oder strukturell negiert –, auch

*Jeder Genuss hat etwas mit Selbsterkenntnis zu tun, mit der Entdeckung von Sinnlichkeit, die der einzelne an sich so noch nicht erlebt hat. Genüsse sind entdeckte Möglichkeiten unseres Körpers und des Bewusstseins, das auf ihm ruht.*

Grundlage für seinen Falglobus (dymaxion map) gemacht. Selbstverständlich sind wir, wenn wir modern leben, von den Technologien, von deren Betriebsform und von dem Wissen abhängig, die unser Überleben sind. Und selbstverständlich müssen wir die ästhetischen, also unseren Körper und unser Bewusstsein betreffenden Konsequenzen thematisieren, die aus dieser Technik, dieser Betriebsform und dieser Art von Wissen hervorgehen können. Das ist mindestens doppelt so wichtig: Denn dazu gehört eine Kritik genauso wie das Experiment. Mit der Kritik nehmen es viele nicht so ernst, insbesondere nicht im Design, weil ja jeder Neuentwurf, jeder Nachfolger seinen Vorgänger ohnehin in immer kürzeren Fristen überläuft („küllt“). Da erscheint so manchem das schlichte „Kannste vergessen!“ als eine ungemein effektive und energiesparende Verhaltensfigur. Kritik ist demgegenüber anstrengend. Kritik ist der Gegenpol zur bloßen Verdauung oder

die Vorstellung „ins Feld“ zu führen, dass es so, wie es ist, nicht sein oder bleiben sollte. Und das muss man erst einmal wissen, also erzeugen. Kritik geht nur, wenn man über Maßstäbe verfügt und wenn diese Maßstäbe von zumindest einigen, die man für aufrecht hält, geteilt werden. Diese Maßstäbe fallen aber nicht vom Himmel (oder sind ihm einfach abzulesen), sondern sie werden produziert mit der Vorstellung eines Zustandes, der anders ist als das Gegebene. Bei Designkritik ist man dann schnell in eine (theoretische) Diskussion verwickelt, die nahe am Genuss, also an den Sinnen entlang führt: Wie ist ein anderes Erlebnis, andere Formen von Genuss möglich? Designer stehen hier – in den Fragen des Genusses – tatsächlich vorn an der Rampe. Jeder Genuss hat etwas mit Selbsterkenntnis zu tun, mit der Entdeckung von Sinnlichkeit, die der einzelne an sich so noch nicht erlebt hat. Genüsse sind entdeckte Möglichkeiten unseres Körpers und des Bewusstseins, das auf ihm ruht.

Objekte sind in einem gewissen Sinne „Batterien“ für die Entdeckung dieser körperlichen Möglichkeiten, weil ihre Form oft die Erfahrung eines anderen mit seinen oder auch vieler anderer mit ihren Lebensmöglichkeiten verkörpert.

Es gibt in Deutschland – für Designstudenten – einen Wettbewerb zur Designkritik. Ich begrüße das außerordentlich. Ich verstehe nur nicht, warum hier nur Texte eingereicht werden dürfen. Ich glaube nicht daran, dass ein Wort kommunikativ dasselbe aufruft wie ein Objekt oder ein bewegtes Bild. Die ästhetischen Konsequenzen von Technik, Industrie, Wissen werden heute zumeist von „bildenden“ Künstlern thematisiert – weitab vom Form gestaltenden Geschehen. Aber auch im Produktdesign deuten sich sehr interessante Entwicklungen an. Ich rede hier nicht von Rapid Prototyping. Ich meine, dass Designern in Innovationsprozessen solange Macht zuwächst, wie sie eng an den Bedürfnissen der Kunden entlang entwerfen können. Das hört sich an wie ein alter Hut. Ist es auch. Aber gegenüber der lange herrschenden Ideologie, Gestalter seien bloß Dienstleister, also Leute, die gut Technik verpacken können, bei der funktionell alles bereits entschieden ist, ist dieser Schritt zurück ein Schritt nach vorn. Langsam begreifen einige Unternehmen, dass es nicht das Produkt ist, was sie verkaufen wollen, sondern dass

das, was für den Kunden zählt, ihr Wunsch ist, „etwas“ zu erleben. Wir müssen es lernen, im Begriff des „Erlebnisses“ nicht bloß das Sensationelle zu sehen, das uns angetan wird, sondern auch das eher Schlichte: das Leben als erführbare Selbstbehauptung. Damit aber steht ein ganzer kultureller Komplex zur gestalterischen Disposition – Kultur, verstanden hier als die Bedingungen, die dem Einzelnen gegeben sind, aus sich etwas Besonderes zu machen. Dieser Zugriff sollte verteidigt werden – gegen den Wildwuchs an Managementmethoden, gegen ein Marketing aus den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, das bloß darauf ausgerichtet ist, das bereits Produzierte in einen übersatten Markt und dem Kunden aufzudrücken, aber auch gegen Lehrformen an den Hochschulen, denen jedes komplexe Herangehen an Gestaltungsaufgaben zu anstrengend ist.

**Frage:** In einem Artikel über die Zeichnung schreiben Sie vom „Diskurs vom ästhetischen als dem schöpferischen Menschen und der Illusion, das Chaos der Welt sei auf ästhetische Weise zu ordnen.“ Von den textilen Mustern der frühen Webtechniken, vom Webstuhl mit Lochkarten über die technische Zeichnung bis zur dreidimensionalen Computeranimation – folgen wir einem Jahrtausende alten Irrweg? Und, vor allem: Wie sollen Designer-Egos eine solche Abwertung ihrer Handlungskompetenz verkraften?

**Petruschat:** Die Formulierung vom „ästhetischen als dem schöpferischen Menschen“ ist noch getragen von der Emphase, in der mir klar wurde, beides ist im Grunde identisch – wir können nur schöpferisch sein auf ästhetische Weise und wir können ästhetisch nur etwas erleben (also genießen), wenn uns dabei neue Erfahrungen bewusst werden.

Der Passus zum Chaos meint zweierlei: Einerseits leben wir in einer chaotischen Welt und Bemühungen, dieses Chaos zu ordnen – in durchaus ästhetischer Absicht – haben auch zu Regimen geführt, die schlicht und einfach das Gegenteil von Freude hervorbrachten. Hier ist der Begriff der Ordnung eingesetzt für das Konzept der Macht und die Durchsetzung herrschaftlicher Interessen. Das ging – totalitär gefasst – historisch nur phasenweise gut.

Ich versuche das Ganze nicht als Ordnung, sondern als eine An-Ordnung zu sehen, also als etwas Vorgegebenes, dem ich mich be-greifend nähere. Zu oft haben wir in moder-ner Zeit erfahren müssen, dass die Ord-nungen, die wir in die Natur hineingesehen haben, uns dieses Ganze nur sehr verzerrt zugänglich gemacht haben, und Revision erfolgte auf Revision. Statt einer Art „Ord-nungspolitik“ gegenüber einer chaotisch genannten Welt sind mir im Augenblick Tools sympathischer, mit denen wir zunächst nur messen, das heisst mit denen wir Bereiche abzustecken versuchen. Ordnung in die-sem Sinne heißt, der Konsequenzen gewahr zu werden unserer Interaktionen mit dem, was wir für unbekannt halten. „Ordnung“ hat für mich eher eine Prozessqualität. Es ist etwas Algorithmisches, Chronologisches, ein Interaktionsmuster, weniger eine starre Strukturqualität von Objektbeziehungen. Und zweitens ist bei allem Plädoyer meinerseits für einen Begriff von Ästhetik, der das Äs-thetische als Dimension aller Lebenstätigkei-ten auffasst, dennoch eine besondere, eine professionelle Sphäre ästhetischer Arbeit entstanden: der Bereich, der den Entwurf von bislang nicht für möglich Gehaltenem umschreibt. Dieser Möglichkeitsraum ist zu lange der fürstlichen Geste gefolgt, man kön-ne die Gesellschaft ordnen wie einen Park. Es gibt ein Foto, das zeigt, wie Le Corbusier seinen Plan Voisin für Paris präsentierte. Die Geste seiner Hand ist dabei genau dieselbe,

mit der Ludwig XIV. den Bau des Invalides anweist – ein durch und durch aristokrati-scher Habitus. Ich will nicht bestreiten, dass Le Corbusier daran glaubte, seine Städte-

und Speicherplatz, so alles wird tun können. Ich habe vor Jahren mit Studenten etwas untersucht, das ich die „Individualisierungs-ressource“ von Objekten nannte – den Tanz,

*Das händische Agieren, das Erleben von Objekten in der Totalität unseres Verhaltens erzeugt eine Komplexität, die schlicht und ein-fach nicht voraus bedacht werden kann. Ein Glück.*

planung würde „die Stadt“ von vielen Übeln erlösen. Aber er sah die Stadt als einen Zu-stand, nicht als einen Prozess, er glaubte, als Architekt könne er, wie Gropius das prä-gnant ausdrückte, „Lebensprozesse organi-sieren“, d.h. vorherbestimmen. Und genau diese Vorstellung halte ich für eine Illusion und für wenig erfreulich. Wie immer werden auch heute im Design Möglichkeiten zur Ver-fügung gestellt, die zuvor nicht alle im Kopf des Designers vorhanden sind oder auch nur hätten vorhanden sein können. Das händische Agieren, das Erleben von Objekten in der Totalität unseres Verhaltens erzeugt eine Komplexität, die schlicht und einfach nicht vorausbedacht werden kann. Ein Glück.

Die Firma „Apple“ stellt – weil sie das be-griffen hat – Developer-Lizenzen für die Software des iPhones zur Verfügung, so dass vielerorten Antworten gefunden wer-den können, was man mit einem Multi-touch-Display, verbunden mit einem Lage-sensor und einigen Knöpfen, Schaltkreisen

den wir mit Objekten tagtäglich ausführen. Jeder tanzt mit seiner Zahnbürste auf eine individuell sehr besondere Weise. Das Ziel dieser Untersuchung bestand darin he-rauszufinden, ob es einen begreifbaren Zu-sammenhang gibt zwischen der Komplexität einer Gestalt und den Möglichkeiten, die eine einfache oder eher komplexe Gestalt dem Einzelnen zur Individualisierung seiner Nutzungsgewohnheiten, seines „Genutzes“, bietet. Im übrigen sehe ich den Entwurf eher als ein Medium co-kreativer Prozesse von Gestalten, die zeichnen, also dieses Medium entfalten können, und Personen, die die Dinge, um die es beim Entwurf geht, kennen, ablehnen oder ganz anders haben wollen. Das ist nicht unbedingt ein Plädoyer gegen Autoredesign, bei dem ein einzel-ner sich für den idealen Konsumenten hält. Aber es ist schon eine Ansage, dass ich die kollaborativen und kooperativen Formen des Entwerfens, das Strapazieren einer kollekti-ven Intelligenz spannender finde.

**Frage:** Sie fragen: „Worauf beruht unser Formvermögen? Diese Frage führt auf die Körperhaftigkeit und auf die Hände zurück, weil die Hände die formgebenden Extreme unseres Körpers sind. Der Genuß an der Form ist nicht zu trennen von der Macht an der Form.“ Sollten wir einfach öfter in der Werkstatt stehen oder am Zeichenpult sitzen? Oder, angesichts der Tatsache, dass Designer ihre Entwürfe bereits weit in die Produktion hinein begleiten: Ist da der nächste Schritt für den selbstbestimmten Designer nicht der zu einer eigenen Manufaktur?

**Petruschat:** Das Wort Macht kommt von „Machen“ und Mächtigkeit hängt zusammen mit Möglichkeit – zumindest in meiner ganz privaten Etymologie. Wenn ich mit einer Form etwas machen kann, erfahre ich meine

*Mir ist Manufaktur sympathisch, weil es ein überschaubarer Produktionszusammenhang ist, mir ist der Begriff Manufaktur verdorben durch „Manufaktum“ und die Vorstellung, dass nur Handarbeit allein Menschen selig macht.*

(körperlichen, darin eingeschlossen intellektuellen) Möglichkeiten. Das ist ganz einfach. Mir ist Manufaktur sympathisch, weil es ein überschaubarer Produktionszusammenhang ist, mir ist der Begriff Manufaktur verdorben durch „Manufaktum“ und die Vorstellung, dass nur Handarbeit allein Menschen selig

macht. Als Ende des 19. Jahrhunderts die Designer das Handwerk suchten und als im ersten Bauhausmanifest Weimar die Formulierung auftaucht: „Wir alle müssen zum Handwerk zurück“ –, da war gemeint ein Wiedergewinn an Macht über die Produktionsbedingungen. Da war die Idee parallel, man könne die Industrie als etwas Ähnliches wie eine aufgeblähte Werkstatt auffassen und wenn man fleißig in Werkstätten das Entwerfen ausbilden würde, würden die Gestalter fit genug sein, die Industrie zu kommandieren. Diese Illusion hat viel Unheil gestiftet. Digitale Technologien geben die Möglichkeit zurück, einen auch komplex gestaffelten Produktionsprozess formal zu beeinflussen, zu „beherrschen“. Diese Steuerungen können genutzt werden in kleinen Betriebsformen, aber nicht nur. [...]

**Frage:** Die neuen Ansätze des „Interaction Design“, „Tangible Design“ und „Tangible Embedded Interaction“ versuchen, den direkten Kontakt zwischen Apparat und Mensch wiederherzustellen. Eva Hornecker beschreibt das so: „Die reale, materielle Welt wird nicht ersetzt, sondern bereichert und erweitert.

Sie bleibt Ausgangspunkt und integraler Bestandteil, erweitert um digitale Eigenschaften.“ Die „menschengerechten“ Tangible Interfaces, die Sie in form+zweck 22 vorstellen, sind sympathisch und (hoffentlich) wegweisend. Ein Grund für einen Freudensprung?

**Petruschat:** Ich sehe mir die Bemühungen um eine Interaktion zwischen Menschen und digitalen Systemen so lange freundlich an, wie es darum geht, die Besonderheiten digitaler Datenverarbeitung gegenüber dem herauszuarbeiten, was wir menschlichen Individuen von uns aus vermögen. Das setzt die strenge Definition einer Grenze zwischen Mensch und Maschine voraus. Langweilig finde ich alle Bemühungen, Maschinen so agieren zu lassen, wie es Menschen tun oder können, und bestenfalls etwas Kraft oder Sensorik zu verstärken. Abwehr habe ich gegenüber allen Versuchen, durch Eingriff in menschliche Körper – etwa durch Implantate – Datenverarbeitung zu implementieren, wie es die in BCI (Brain-Computer-Interaction) engagierten Leute versuchen. Aber das ist eine andere, längere Diskussion wert.

**Frage:** In „Text Textil Textur“ gehen Sie und andere Autoren der Frage nach, welche Rolle das Textil in der Entwicklung des Menschen gehabt hat. Dass der binäre Code, die Grundlage der abstrakten, gesichtslosen Datenverarbeitung, dem Weben (und damit dem

Flechten) entstammt, ist bekannt. Doch, wie es Anna Döpfner recht einleuchtend darlegt, mit dem Flechten – und nicht erst mit dem Faustkeil – fing vielleicht auch das Menschsein an: In den ersten geflochtenen Behältern, die die Mütter bei sich trugen, sammelten sie Nahrung, die nachher gemeinschaftlich geteilt wurde. Dieses Bild von Technik stimmt mich optimistisch. Sie auch?

**Petruschat:** Nun ja, damals habe ich mich vor allem über Argumente gefreut gegen diese patriarchalische Geschichte vom industriellen, werkzeugschwingenden Mannesmenschen als unser aller Urbild. Wir sind doch – physiologisch gesehen – nicht auf Fleiß, sondern auf Faulheit getrimmt. Da ist die – geflochtene – Hängematte natürlich eine besser passende Metapher. Zumal das Liegen nicht vom Träumen abhält, und der Traum genug Antriebe produzieren kann, uns aus der Matte hochzutreiben und etwas Schönes zu tun. Und ob Dinge schön sind, das erfahren wir wirklich erst, wenn wir sie anderen zeigen und uns an deren Freude erfreuen können. Das ist ein Glück, auf das ich setze. Ich muss nicht unbedingt mit anderen zusammen arbeiten, um glücklich zu sein. Aber oft fällt mir nichts anderes als Arbeit ein, um diese Gegenseitigkeit der Freude herzustellen.

(Die Fragen stellte David Fichtmüller. September 2008)